

Und sie fanden keinen Raum

Keine Weihnachtsgeschichte

Christina Lenz / In Siebenbeuthen in Frau Reder aufgewachsen, einem kleinen Dorf in der Provinz Brandenburg, dort, wo die Neiße in die Oder fließt. Der Ort zählte damals etwa 300 Einwohner. Frau Reder war verheiratet, ihr Mann Berufssoldat. Sie lebte mit der Schwester im Haus der Eltern. Dieses Haus hatte drei Wohnungen, so bot es genügend Platz für alle. Der Vater war Kahnreeder, das Schiff lag in Breslau.

Während der ersten Kriegsjahre ging es der Familie noch gut, sie hatten eigene Tiere und einen Garten, so

Anlässlich eines Gesprächskreises, den ich regelmäßig im Seniorenwohnheim in der Köpenicker Straße leite, kam ich mit den Senioren auf das Thema „Flucht“. Frau Reder (Name von der Redaktion geändert) hat mir ihre Geschichte erzählt.

bekamen sie vom Hunger in den Städten nicht viel mit.

In der Zeit von 1944–1946 galt Herr Reder als vermisst. Mit dem Näherkommen der Front wuchs die Angst in Siebenbeuthen. Die Dorfbewohner beschlossen, im Februar 1945 über die Oder in Richtung Westen zu fliehen. Der Winter war sehr kalt, die Oder zugefroren. Mit dem Fährmann verhandelte die Schwester von Frau Reder, er sollte ihnen sagen, wann es ungefährlich sei, über den Fluss und das Eis zu fliehen. Am 4. Februar 1945 brachen die Dorfleute auf. Sie hatten nur das Notwendigste zusammengepackt, Frau Reder einen Koffer mit Babysachen, denn sie hatte einen Säugling; ihre Eltern Lebensmittel, Kleidung, Decken. Einen Handwagen voll, mehr nicht. Das ganze Dorf war unterwegs.



aus dem Familienalbum 1

Beim Betreten der Oder knackte und knirschte das Eis unter jedem Schritt, aber es hielt stand, alle kamen gesund auf die andere Seite des Flusses. Von dort hörten sie Stimmen von Russen über den Fluss rufen: „Deutsche Frauen und Mädchen, kommt zurück, hier fließt Milch und Honig!“ Aber niemand ging zurück, alle strebten weiter Richtung

Ratzdorf, denn dort gab es einen Bahnhof. Drei Tage waren sie zu Fuß unterwegs, geschlafen haben sie in Scheunen, es war kalt und ungemütlich, aber besser, als im Freien zu übernachten.

Von Ratzdorf ging es über Fürstenberg, Belzig nach Lehnin, immer in kleinen Etappen mit der Bahn. In Lehnin erlebte Frau Reder das Kriegsende. Für die Flüchtlinge gab es jedoch keine Lebensmittelkarten, sie wurden im Sommer 1945 zurück in ihre Heimat geschickt; so machte sich auch die Familie von Frau Reder auf und zog zurück nach Siebenbeuthen.

Das aber gehörte inzwischen zu Polen. Ihr Haus war schon von einer polnischen Familie bewohnt, dennoch fanden sie in einer der Wohnungen Unterschlupf.

Als sie das Haus betraten, kam ihnen die Katze entgegen, die sie im Februar verlassen hatten. Dieser Anblick rührte Frau Reder sehr. Das Tier hatte überlebt, war allerdings völlig verändert, schreckhaft und ein wenig neurotisch. Bei jedem schweren Schritt zuckte es zusammen. „Es muss Angst vor den Soldatentiefeln gehabt haben“, so erklärte Frau Reder das Verhalten des Tieres.

Gelebt hat die Familie von den eingelagerten Kartoffeln, die noch im Keller des Elternhauses waren. Der kleine Sohn jedoch kränkelte, er hatte schwere Ernährungsstörungen. Die polnische Magd des Bürgermeisters von Siebenbeuthen hatte Mitleid mit der deutschen Frau mit dem kranken Baby. Immer, wenn der Bürgermeister außer Haus war, holte sie Frau Reder und gab ihr ein wenig Magermilch, die sie im Haushalt zurückbehielt.

Nach fünf Wochen in Siebenbeuthen hieß es dann für alle Deutschen: „Ihr müsst innerhalb von dreißig Minuten das Land verlassen.“ Dieser Befehl war ein harter Schlag. Frau Reders Vater ließ seinen Kahn in Breslau zurück und kam mit der Bahn nach Siebenbeuthen. Dort packte er in aller Eile eine Aktentasche mit den wichtigsten Papieren zusammen. Diese Aktentasche wurde gehütet wie ein Schatz.



aus dem Familienalbum 2



Die Oder bei Lebus

Frau Reder aber sorgte sich vor allem um ihren inzwischen sehr kranken sieben Monate alten Sohn, der an starkem Brechdurchfall litt und keinerlei Widerstandskräfte mehr hatte. Sie packte ein zweites Mal den Kinderwagen mit Wäsche und Windeln. Diese Flucht war weitaus schwerer für sie als die erste freiwillige. Der Sohn musste häufig gewickelt werden, die Windeln wurden in oftmals sehr dreckigen Straßengräben ausgewaschen und am Griff des Kinderwagens zum Trocknen aufgehängt. Kein Dorf wollte die Familie aufnehmen, die zuständigen Bürgermeister haben sie abgewehrt. In Tyrow dann starb Frau Reders Kind. Der Vater hatte seinen Sohn nicht einmal kennen gelernt. Sie suchte einen Tischler in dem kleinen Ort auf und bat ihn, ihr eine Kiste für den kleinen Leichnam zusammen zu nageln, damit sie ihr erstes Kind würdevoll bestatten könnte. Diesen Verlust hat Frau Reder bis heute nicht verwunden. Auf der Flucht jedoch blieb für ihre Trauer nur wenig Zeit. Es musste ein neues Zuhause gefunden werden. Alle Dörfer, in die sie kamen, wiesen sie ab, niemand wollte noch mehr Flüchtlinge aufnehmen, es gab sowieso schon

nicht genügend zu essen, überall herrschte Platzmangel, bei den Bauern waren die Scheunen und Ställe schon zu überfüllten Flüchtlingslagern geworden. Sie wurden nach Lehnin geschickt. „Die Gemeinde, in der ihr im Winter gewesen seid, muss euch aufnehmen“, so wurde ihnen gesagt.

Nach drei Wochen Fußmarsch gelangten sie schließlich nach Lehnin und kamen dort in einer, für die Zeit recht komfortablen Baracke unter, die schon fließend Wasser und eine Heizung hatte. Aber leider gab es dort auch Wanzen, die trotz Ausräucherung immer wieder auftraten. Diese Tatsache erschwerte eine Wohnungssuche, denn es war bekannt, dass „die aus Polen“ gegen diese kleinen Tiere anzukämpfen hatten. Die Vermieter hatten große Angst, dass sich in ihren Häusern Wanzen einnisten könnten. Die Flüchtlinge hatten es nicht leicht, sich in Lehnin einzuleben. Sie wurden neugierig und auch abfällig beobachtet. „Wir hatten ja so gut wie keine Kleidung mehr und mussten daher häufig waschen“, so erzählte Frau Reder. „Jedes Mal hieß es dann: ihr habt immer Wäsche, ihr seid wohl etwas Besonderes.“

Langsam zog wieder Normalität ein, Frau Reder fand eine Wohnung und eine Arbeitsstelle. 1949 kam ihr Mann aus der Gefangenschaft zurück, sie bekamen noch einen Sohn, der heute ganz in ihrer Nähe lebt.

Vor etwa drei Jahren bekam sie für ihre zweite, die unfreiwillige Flucht eine Einmalentschädigung in Höhe von 4.000,- DM. Anhand jener Papiere, die noch in der alten Aktentasche ihres inzwischen längst verstorbenen Vaters lagen, konnte sie beweisen, dass sie zur Flucht gezwungen wurden.

„Aber was war unsere Flucht gegen die Fluchtbewegungen heute? Wir hatten trotz allem eine Perspektive. Die Flüchtlinge aus Afghanistan haben keine Perspektive – und das erschreckt mich!“ Mit diesen Worten endete mein Gespräch mit Frau Reder.